

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 201.

Elbing, den 28. August.

1845.

Das Stiefkind.

Roman von G. von Brühl.

Nachdruck verboten.

7)

Hubert wollte im ersten Augenblick aufbrausen — doch jetzt schienen die Thränen der alten Mutter ihm doch zu Herzen zu gehen und ihn anders zu stimmen.

Der Schuß und die lauten Rufe hatten auch Sophie herbeigerufen, aber sie konnte gar nicht sehen und untersuchen, was vorging und was geschehen war und rief nur immer die Mutter und den Bruder.

Es war eine erschütternde Scene!

„Mein Sohn! Mein lieber Sohn! Was wolltest Du thun?“ rief die alte Frau unter Thränen, indem sie Hubert mit ihren Mutterarmen umschloß, „Gott aab, daß ich noch zur rechten Zeit kam, um das Unglück zu verhüten!“

„Laß mich nur, Mutter,“ antwortete Hubert hastig und finster, „laß mich nur —“

„Willst Du mir auch diesen furchtbaren Gram noch bereiten! Ich soll meinen Sohn sterben sehen, sterben durch seine eigene Hand? Dann laß mich erst die Augen schließen, damit ich dieses Elend und diesen Jammer nicht mehr erlebe!“

„Hubert! so erbarne Dich doch nur!“ bat Sophie.

„Was wollt Ihr denn? Es war ja nichts!“ sagte Hubert und machte sich von Mutter und Schwester los, „Ihr weint und schreit immer gleich, das kann ich garnicht hören!“

„Das will ich nicht erleben!“ fuhr die Försterswitwe fort, „das würde mir das Herz brechen!“

„So denke doch wenigstens an unsere arme Mutter!“ wandte sich Sophie heftig an Hubert, „es ist aber auch, als wäre mit einem Male nichts als Angst und Noth in das Haus gezogen!“

„Beim Andenken an Deinen Vater bitte ich Dich, mein Sohn, lade nicht diese Sünde auf Dich!“ sagte die alte Frau nun ruhiger, aber mit so mahnender Stimme, daß selbst Hubert von derselben ergriffen zu werden schien.

„Dein Vater ist in Ehren ergraut und im Glauben an seinen Gott und Erlöser eingegangen in die Seligkeit — mache nicht seinen ehelichen Namen zu Schanden!“

„Es ist gut, Mutter — es ist genug!“

„Versprich mir, damit ich Ruhe finde, daß Du mich alte Frau, die schon mit einem Fuße im Grabe steht, nicht zur Mutter eines Selbstmörders machen willst!“ fuhr die Försterswitwe fort, und ihre Stimme hatte plötzlich eine wunderbare Kraft, daß sie wie zürnend und vorwurfsvoll klang, „geh in Dich und bete zu Gott, daß er die sündhaften Gedanken von Dir nimmt! Ich will auch beten!“

„Geht zur Ruhe, es soll nichts weiter geschehen,“ antwortete Hubert.

„Gieb mir Dein Wort und Deine Hand darauf, darn will ich es glauben! Laß Dich nicht hinreißen und betören, das ist der Böse, der Dich beschleicht! Sage die Gedanken vor Dir, es ist keine Nacht so tief und schwarz, daß nicht ein Morgen darauf folgte! Du hast mir Deine Hand als Mann darauf gegeben, daß ich ruhig sein kann. Du wilst Dein Wort nicht Deiner alten Mutter brechen! Ich weiß Alles! Ich weiß auch, wie Dir das mit der Comtesse zu Herzen geht, auch mir ist es ein Gram und Schmerz, aber wem ist solche Prüfung erpart, mein Sohn? Mußte ich nicht Deinen Vater sterben sehen und begraben? und ich durfte nicht verzweifeln!“

„Es ist gut, Mutter! Es soll nichts mehr geschehen,“ antwortete Hubert, aber noch immer war er finster und ganz anders wie sonst, „set ohne Furcht, ich habe es versprochen.“

Die alte Frau und ihre Tochter kehrten in ihre Kammer zurück. Mit welchem schweren Herzen legten sie sich nieder! Die Mutter betete für die Seelenruhe ihres Sohnes, der noch lange, lange in seiner Stube auf und nieder ging, — sie sah mit ihrem Mutterauge all' das Unglück voraus — sie wünschte sich den Tod — und dann wieder nannte sie diesen Wunsch ein Unrecht, denn vielleicht gab es Gott, daß sie ihrem armen Sohne noch Trost und Rath bringen konnte.

So verließ im Forsthause die Nacht in Angst und Schrecken. Auch Marie Richter brachte sie schlaflos und in Thränen schwimmend zu. Die übrigen Personen des Schlafes schienen sich ruhigem Schlafe hinzugeben, wenigstens erloschen bald die Lichter, sowohl in dem Schlafgemach der Gräfin, wie auch in den Zimmern des Verwalters.

Bald nach sechs Uhr am Morgen befohl Herr von Wittnacht dem Kutsher, den Kutsch-

wagen anzuspinnen, da es trüb und regnerisch ausfiel, und als er fortzufahren im Begriff war, ließ er, ihrer Anordnung gemäß, die Gräfin wecken.

Es kundete die große Theilnahme derselben und ihren Schmerz über den Unglücksfall, daß sie schon auf war, als die Dienerin bei ihr erstickten. Der Gram um den Verlust ihres Stiefkindes, der sie mit großer Unruhe erfüllte, wie sie sagte, soltete ihr Herz und trieb sie nach dem Orte, an welchem das Verbrechen, dessen Möglichkeit die Gräfin noch immer nicht glauben wollte, begangen worden war.

Sie begab sich, nachdem Herr von Mittnacht längst nach der Stadt gefahren war, allein und zu Fuß nach der Stelle des Weges, an welcher neben dem Abgrund noch immer die beiden Männer saßen, die die ganze Nacht hier gewacht hatten.

Sie erhoben sich ehrerbietig, als die Gräfin kam und berichteten ihr, daß sich während der Nacht nichts ereignet habe, es sei Alles grabesstill geblieben.

Nun überzeugte die Gräfin sich selbst von dem Vorhandensein der allerdings nicht mehr genau erkennbaren Fußtritte, man konnte nur sehen, daß das Moos und Haldfraut neben dem Wege niedergetreten waren, dann sah sie auch die Stelle, an welcher die große Erdscholle sich losgelöst hatte und hinabgestürzt war, und sie versuchte an einer nahen, etwas festeren Stelle in die Tiefe hinabzusehen — es gelang ihr auch, doch von Gretchen war keine Spur zu entdecken, sie war in die Felspalten unten hinabgestürzt und es war nichts mehr von ihr zu erblicken.

Der Eindruck dieser Stunde war, wie die beiden Männer merkten, ein großer auf die Gräfin, sie war augenscheinlich tief ergriffen und von Schmerz erfüllt und drückte wiederholt ihr weißes Spitzentuch vor die Augen, um die dieselben füllenden Thränen zu trocken.

Als sie das Hüthen mit dem Schleiher und das Tuch sah, erreichte ihre Rührung augenscheinlich den höchsten Grad und sie befahl, beides ihr nach dem Schloß zu bringen, der alte Gärtner aber gab zu berücksichtigen, daß die Herren vom Gericht wohl erst alles so finden und untersuchen müßten, wie es in der Nacht gewesen sei.

Dieser Einwand des Gärtners schien der Gräfin nicht zu gefallen, doch sie ließ es dabei bewenden und kehrte langsam und tiefbewegt nach dem Schlosse zurück, wo sie sich sofort in ihre Gemächer begab und nicht gestört zu werden wünschte.

Es war gegen elf Uhr, als unten ein Wagen vorfuhr und auf der Rampe vor dem Haupteingange hielt.

Die Gräfin trat an das Fenster und blickte, von dem schmerzen Seidenvorhänge verhüllt und geschützt, hinab.

Es war der Kutschwagen, in welchem Herr von Mittnacht nach der Stadt gefahren war.

Er stieg soeben schnell aus und war dann zwei Herren beihilflich, den Wagen zu verlassen.

Der erste Herr, der ausstieg, trug einen schwarzen Rock und hohen schwarzen Hut. Er mußte ein Gerichtsbeamter aus der Stadt sein, die Gräfin kannte ihn nicht. Als sie aber den zweiten Herrn erblickte, welcher den Wagen verließ, zuckte sie heftig zusammen — der Affessor von Werdensfels war es! Er kam! Dieser Herr haßte, dieser unwillkürlich von ihr Befürchtete gehörte mit zu der Gerichtscommission, denn der erste Herr wandte sich mit großer Artigkeit an ihn.

Dann folgte noch ein Herr mit einer Papstrolle unter dem Arm. Er war augenscheinlich ein Unterbeamter, ein Protokollführer oder dergleichen, da von Mittnacht sich gar nicht um ihn bekümmerte, sondern nur die beiden anderen Herren führte.

Bruno kam! Das hatte die Gräfin nicht erwartet! Das war ihr im höchsten Grade unangenehm, ihre starren Züge, ihr sinnend zusammengeschnittenen Auge berriethen es — so stand sie einen Moment überlegend da, doch schon im nächsten Schen lie sie frühere Ruhe und Entschlossenheit wieder erlangt zu haben.

Gleich darauf meldete der Diener der Gräfin Herrn von Mittnacht und drei andere Herren.

Sie befahl, dieselben in den Salon treten zu lassen und begab sich, nachdem der Diener sich wieder entfernt und sie noch einen Blick in den Spiegel beim Vorübergehen geworfen hatte, gleichfalls durch das anstoßende Zimmer nach dem Empfangsalon.

Der Verwalter hatte die drei Herren bereits in denselben treten lassen. Beim Erscheinen der Gräfin verbeugten sie sich höflich, während sie selbst mit etwas abgepannter, zum Ernst der Situation passender Miene grüßte.

„Die Herren vom Gericht wahrscheinlich“, sagte sie mit vornehm halbblauer Stimme.

„Allerdings, gnädige Frau, gestalten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle,“ sagte der Herr, welcher zuerst ausgesiegen war und eine goldene Brille trug, „ich bin der Staatsanwalt Schmidt.“

Die Gräfin neigte leise den Kopf.

„Als Untersuchungsrichter fungirt in dieser Sache Herr Affessor von Werdensfels,“ fuhr der Staatsanwalt fort und zeigte auf Bruno, der sehr ergriffen ausfiel — die Gräfin und er wechselten einen kurzen Blick, sie wußten und empfanden, wie sie sich gegenüberstanden.

„Ich habe das Vergnügen bereits,“ sagte die Gräfin nur und neigte wieder den Kopf etwas.

„Der Protokollführer, Herr Venzl!“ schloß der Staatsanwalt die Scene des Vorstellens. „Eine überaus traurige Veranlassung ist es nach der Meldung Ihres Herrn Verwalters, welche uns herüber, gnädige Frau, es gilt den Thatbestand eines Unfalls oder Verbrechens festzustellen, welches Ihnen die Tochter geraubt hat.“

„Ein unheilvolles Ereigniß, von dem Nie-

mand etwas ahnte," antwortete die Gräfin, "ich bitte die Herren, Platz zu nehmen und gleich Alles zu hören, was ich über den Unfall anzugeben vermag. Es ist nur wenig. Die Comtesse, meine Tochter, hatte mir nichts von dem Gange gesagt, welchen sie gestern Abend in Begleitung ihrer Milchschwester antra'. Das Ereigniß wäre nicht geschehen, wenn der Herr Assessor von Werdenfels es vorgezogen hätte, seine Cousine hier im Schlosse zu sprechen."

"Ich fühle den Vorwurf dieser Worte, Frau Gräfin," sagte Bruno ernst, "doch Sie kennen selbst den Grund meines Fernbleibens."

"Jener Aufricht, Herr Assessor, betraf ja nicht meine Tochter, wie hätte ich wohl etwas dagegen haben können, daß Sie das Schloß aussuchten!"

"Und dabei bin ich von der Ueberzeugung erfüllt, daß sich das Verbrechen, wenn es nicht an diesem Abend zur Ausführung gekommen wäre, nur verschoben hätte," setzte Bruno fest hinzu.

"Sie glauben also auch an ein Verbrechen?" fragte die Gräfin.

"Ein solches scheint allerdings nach allem Gehörten zweifellos vorzuliegen," antwortete der Staatsanwalt Schmidt.

"Das ist entschuldlich!" gestand die Gräfin halblaut und erschüttert — dann nach kurzer Pause wandte sie sich wieder an die Herren: „Haben Sie denn eine Ahnung der Veranlassung der That oder von der Person des Thäters?“ fragte sie.

„Darüber ist jetzt noch gar nichts zu sagen, gnädige Frau, es ist vorläufig nur unsere Pflicht, den Ortsbefund und die näheren Umstände festzustellen. Wir haben auf Veranlassung des Herrn Untersuchungsrichters hier“ — der Staatsanwalt wies formell auf Bruno — „der die Dertlichkeit kennt, zunächst einige entschlossene Männer aufrufen lassen, um eine Durchsuchung des Abgrundes vornehmen zu lassen, es wäre ja doch möglich, daß die Comtesse noch lebte.“

Die Gräfin mußte sich gewaltsam bei diesen Worten beherrschen.

„Daß ein glücklicher Zufall noch eine Rettung möglich macht," fuhr der Staatsanwalt fort, „und in diesem Falle würden wir über den Verlauf der That und der Thäter die sicherste Auskunft von der Comtesse selbst erlangen. Während nun diese Leute in den umliegenden Ortschaften gesucht werden, begaben wir uns zunächst hieher nach dem Schloß, um Ihnen als Guts herrin und Patronin von Warburg anzuzeigen, daß wir mit diesem Augenblick die Gerichtsbarkeit zum Zweck der Untersuchung übernehmen, und gleichzeitig Sie zu bitten, uns das, was Ihnen bekannt ist, gütigst zu Protokoll zu geben.“

Der Protokollführer rollte seine Bogen auf und brette sie auf einem Tische aus, nachdem er sich von dem Diener ein Tintenfaß und eine Feder hatte reichen lassen.

„Ich kann nur wenig aussagen, meine Herren", antwortete die Gräfin nun wieder in

böwilliger Ruhe und Selbstbeherrschung, „als ich gestern Abend meine Nachgewänder angelegt hatte, meldete man mir noch die Milchschwester meiner Tochter, Marie Richter. Sie hatte Gretchen zu den drei Eichen begleitet — Sie werden es wohl wissen, Herr Assessor — und war dann zurückgekehrt. Das Gemitter brach herein und Marie Richter bekam Angst um Gretchen, sie meldete mir, daß sie vergebens mitten durch Nacht und Sturm nach den drei Eichen gelaufen sei, und daß sie nichts von Gretchen gefunden habe, und sagte dann, daß durchaus ein Unglück geschehen sein müsse. Ich beauftragte sofort den Verwalter, mit einigen Leuten den Wald zu durchsuchen, und das geschah auch.“

„Um welche Stunde?“ fragte der Staatsanwalt.

„Es war mittlerweile fast zehn Uhr geworden. Die Leute nahmen Laternen mit," fuhr die Gräfin fort, „und trafen im Walde den Förster Hubert Burchardt, welcher einen gellenden Schrei gehört haben wollte!“

Der Staatsanwalt wechselte mit Bruno einen Blick des Einverständnisses, diesen Schrei hatte der letztere auch vernommen.

„Die Leute wurden in zwei Abtheilungen geschieden und der Wald durchsucht. Nach elf Uhr erschien der Verwalter und meldete mir, daß die Comtesse den Abhang am Wege hinabgestürzt sein müsse, da sich dort ihr Hut und Tuch gefunden habe und eine Erdscholle am Rande ausgebrochen sei, ferner, daß sich der Verdacht gezeigt habe, daß ein Verbrechen begangen worden sei, und endlich, daß der Förster Hubert, als auch er zu der Stelle gekommen und von dem Funde unterrichtet worden sei, plötzlich sich in aller Stille entfernt habe, so daß, als der Verwalter ihn als Wächter an der betreffenden Stelle zurücklassen wollte, er nicht zu finden war.“

Wieder wechselten Bruno und der Staatsanwalt einen Blick — Bruno hatte Hubert ebenfalls getroffen und auffallend verstört gefunden.

„Das ist Alles, was ich den Herren zu sagen vermag," schloß die Gräfin, „ich habe mich vorhin selbst zu der Stelle begeben, an welcher zwei Leute bis jetzt gewacht haben, und muß es Ihnen nun überlassen, festzustellen, ob wirklich ein Verbrechen oder ein Unglücksfall vorliegt. Wollte es Ihnen doch in ersterem Falle gelingen, den schändlichen Thäter zur Verantwortung und Strafe zu ziehen, der unarmherzig ein so unschuldiges liebes Wesen dem schauerlichsten Tode geweiht und so nomenlose Trauer über das Schloß gebracht hat!“

„Es wird unser Bestreben sein, Nicht in diese dunkle That zu bringen, gnädigste Frau", antwortete der Staatsanwalt noch, dann empfahlen sich die drei Herren der Gräfin und begaben sich in die Halle hinab, wo Herr von Mittnacht sie erwartete, um sie nach dem verhängnißvollen Orte zu führen.

„Eine selten schöne Dame, diese Gräfin,“ sagte der Staatsanwalt leise zu Bruno, „diese bleiche Farbe des Gesichts, diese Tiefe in den dunkeln Augen habe ich noch nie gesehen — und dabei doch dieses Unnahbare —“

Die Worte wurden abgebrochen, da Mitternacht da stand.

Man begab sich aus dem Schloß nach dem Wege. Der Verwalter erzählte den Herren unterwegs seinerseits den Verlauf des Abends.

„Es war gut, daß Sie zwei Wachen an der Stelle zurückließen,“ sagte der Staatsanwalt, „erstens konnte die Unglückliche ja noch einen Ruf, ein Lebenszeichen von sich geben, und zweitens konnte auf diese Weise nicht eine Zerstörung oder Aenderung des Ortsbefundes stattfinden.“

Die Herren erreichten die Stelle des Weges, an welcher noch Bretzens Hüthen und Schleiter und näher dem Abgrunde ihr Tuch lag.

(Fortsetzung folgt.)

Manigfaltiges.

— **Recht angenehm** muß die Stellung eines Redakteurs an dem chinesischen Regierungsblatt „Peking Gazette“ sein. Die behördliche Censur äußert sich den Leitern dieser Zeitung gegenüber grundsätzlich in einer so unzweideutigen Weise, daß man nach der Meinung des Kantoner Berichterstatters der „Daily News“ ein unglaublich scheinendes Gerücht für unbegründet halten muß: es soll nämlich während des 900 jähr Bestehens der chinesischen Amtszeitung 1800, sage achtzehnhundert Redakteuren der Kopf abgehauen worden sein! Wie will solch eine Zeitung den Chinesen sagen, daß sie doch nicht unüberwindlich sind? Die Zeitungsverkäufer, die, wie überall, ihre Sache anpreisen, besorgen das Uebrige. Wenn man die Maueranschläge durchliest, die sich in chinesischen Städten lezt hin befunden haben, so begreift man die Stimmung des Volkes und die Ausschreitungen gegen die Fremden. Man lese die folgenden Zeilen: „Hierdurch wird angekündigt, daß es den „ausländischen Barbaren,“ bösen Menschen, gelungen ist, kleine Kinder zu entführen. Wahrscheinlich wollen sie Del von ihnen abzapfen. Ich habe einen weiblichen Diensthöten, Namens Li, der mit eigenen Augen gesehen hat, wie das sich zutrug. Deshalb ermahne ich Euch, Ihr guten Leute, Eure Kinder festzuhalten, damit sie nicht ausgehen.“ Vom Chou-„Taotai“ sah man am 29. Mai den folgenden Anschlag: „Jetzt endlich haben wir den Beweis erhalten, daß die Ausländer die kleinen Kinder in die Irre führen und entführen. Ihr Soldaten und Ihr Volk müßt Euch nicht durch dergleichen

Sachen täuschen lassen. Wenn diese Sachen vor uns, den „Taotai“, gebracht werden, wollen wir uns danach richten und diese Ausländer gemiß nicht milde behandeln.“ In demselben Orte las man am 30. Mai: „Jetzt hat Japan Chinesisches Gebiet in Besitz genommen. Ihr Engländer, Franzosen und Amerikaner hattet dabei nur die Hand in der Tasche gehalten. Wenn Ihr in Zukunft Eure Lehren in China verbreiten wollt, müßt Ihr erst die Japaner vertreiben. Dann könnt Ihr Euer heiliges Evangelium weiter in China verbreiten.“

— **Mit welchen Mitteln die Geschwindigkeit auf See erkauft wird,** zeigt ein in der Pariser Ingenieur-Gesellschaft zur Sprache gebrachtes Beispiel. Die „City of Paris“ ist 170,8 Meter lang, 19,25 Meter breit, 13,11 Meter hoch und 10,500 Tonnen schwer; um diese Masse mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 19,95 Meilen, d. h. 37 Kilometer in der Stunde fortzubewegen, hat man sie mit Maschinen versehen, welche 20,000 Pferdestärken entwickeln können. Diese verbrauchen zur Ueberführung des Dampfers in weniger als sechs Tagen über den Atlantischen Ocean täglich 300 Tonnen Kohlen, auf der ganzen Reise also 1800 Tonnen. Die beiden Schrauben machen 88 Umdrehungen in der Minute. Theoretisch würden die Maschinen genügen, um den Eiffelturm in 25 Minuten 300 Meter hoch zu heben. Rechnet man, daß 1 Kilogr. Kohle 8,5 Kilogr. Dampf erzeugt, so würden bei dem täglichen Kohlenverbrauch von 300 Tonnen in jeder Sekunde 30 Liter Wasser in die Kessel treten müssen; für die ganze Reise er giebt das 15,552 Kubikmeter, also genügend, um ein Feld von 50 Hektaren 3 Centimeter hoch zu überschwemmen. Diese Zahlen verschwinden aber noch vor denjenigen, welche sich aus der Berechnung der zur Kondensation des Abdampfens nothwendigen Wassermassen ergeben. Unter der Annahme eines Kühlwasserbedarfs von 40 Kilogr. auf jedes Kilogramm Dampf zeigt ein einfaches Rechenexempel, daß die Zirkulationspumpen 1200 Liter Wasser in der Sekunde, d. h. 622,080 Kubikmeter während der ganzen Fahrt in Bewegung zu setzen haben; dieses Quantum würde ausreichen, um auf dem erwähnten Felde einen See von 1,24 Meter Tiefe zu bilden, und die verbrauchten Kohlen könnten diesen See um etwa 20 Grad Celsius erwärmen.

Verantw. Redakteur: Dr. Herm. Koontz in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaack in Elbing.